

Diaspora

Predigt zur 200-Jahrfeier der katholischen Gemeinde in Aschersleben

am 28. Juni 2026

(Röm 6,3-4.8-11; Mt 10,37-42)

1. *Katastrophen- oder Normalfall?*

Es war während meiner Schulzeit, wohl in den Sommerferien zwischen der 5. und der 6. Klasse. Da wurde ich zusammen mit einigen anderen Kindern aus unserer Pfarrgemeinde einmal für ein paar Wochen ins katholische Eichsfeld verschickt. Jeder bzw. jede von uns kam in eine andere Familie. Es war eine wunderschöne Zeit: die ländliche Idylle, das menschliche Miteinander, das kirchliche Leben – alle im Dorf außer dem Polizisten waren ja katholisch. Gelegentlich aber kam meine Gastfamilie auch auf meine Herkunftssituation in Halle an der Saale zu sprechen. Dabei wurde ein Begriff verwendet, den ich damals noch nicht kannte: Diaspora. Und das klang so, als ob ich – was meinem Empfinden durchaus nicht entsprach – aus einem Katastrophengebiet käme. Noch heute halten viele Diaspora-Verhältnisse für ein Missgeschick oder Unglücksfall, für eine Fehlform des Katholischen, für unnormal, schrecklich, bedauerenswert. Für viele scheint das Ideal nach wie vor die Volkskirche zu sein, in der möglichst flächendeckend die meisten Mitbürgerinnen und Mitbürger von Geburt an dazugehören und entsprechend sozialisiert werden, ein Milieukatholizismus mit kultureller und moralischer Präge- und Durchsetzungskraft, in dem man ganz einfach bis zum Lebensende mitgetragen wird und sich entsprechend auch zu verhalten hat.

Am Anfang des Christentums war dies freilich ganz anders. So richtet sich der erste Petrusbrief z.B. ausdrücklich „*an die Auserwählten, die als Fremde... in der Zerstreung (= Diaspora) leben*“ (1,1). Und selbst nach der sogenannten Konstantinischen Wende, infolge derer das Christentum im 4. Jahrhundert zunächst toleriert, dann begünstigt und schließlich zur Staatsreligion erklärt wurde, prägte das antike Heidentum vielerorts noch lange das gesellschaftliche und private Leben. Und auch später – bis in unsere Tage hinein – gehörte und gehört es in vielen Regionen der Welt zum üblichen Schicksal der Christen, als kleinere oder größere Gemeinschaften inmitten anderer Religionen oder Weltanschauungen zu leben. Auch in Mittel- oder Ostdeutsch-

land ist uns Katholiken das schon lange vertraut: zunächst als Minderheit unter evangelischen Christen und dann zunehmend mit den anderen Christen zusammen in einer immer säkularer werdenden Situation, in der es kaum noch Anknüpfungspunkte für den Glauben gibt. Erfahren inzwischen nicht – auch in noch volksskirchlich geprägten Landstrichen – viele Gläubige, wie sie selbst in der eigenen Familie, im Freundeskreis oder am Arbeitsplatz immer mehr zu Außenseitern werden? Wer in der Nachfolge Jesu sein Kreuz auf sich nimmt und ernsthaft versucht, im Geiste des Evangeliums zu leben, wird den anderen fast immer irgendwie fremd und ist in seiner Umgebung nicht mehr ganz zu Hause. Diaspora erscheint somit von Anfang an und heutzutage erst recht als der eigentliche „Normalfall“ von Christentum.

2. Gefahren und Chancen

„Normalfall“ bedeutet aber nicht unbedingt romantische Idylle. Eine solche Situation kann zweifellos sehr belastend sein und birgt manche Gefahren. Wie schnell können Christen sich dabei der Umgebung anpassen und ihre Identität aufgeben. Viele hatten – das wissen wir aus vergangenen Zeiten zur Genüge – nicht die Kraft und den Mut, lange dem gesellschaftlichen Druck zu widerstehen; sie sind aus der Kirche ausgetreten oder haben sie lautlos verlassen. Aus zumeist anderen Gründen ist diese Entwicklung nach 1989 noch weitergegangen. Angesichts der neuen gesellschaftlichen Verhältnisse hätte auch ich mir gewünscht, nunmehr akzeptierter und leichter als Christ leben zu können, habe inzwischen aber erkennen müssen, dass die Anfechtungen oder Herausforderungen nur andere geworden sind und der Gegenwind manchmal sogar noch rauer sein kann. Vereinzelung und Überalterung nehmen zu. Um einen Gottesdienst mitfeiern zu können, müssen oftmals weitere Wege zurückgelegt werden. Mangels Hauptamtlichen sind immer mehr Ehrenamtliche gefragt, Verantwortung zu übernehmen. Und neuerdings werden wir durch eine völkisch-nationalistische Partei sogar offen bekämpft, lächerlich gemacht und unter Druck gesetzt. Das alles sollte man nicht bagatellisieren, sondern sehr ernst nehmen. In solchen Verhältnissen den christlichen Glauben zu leben, fällt durchaus nicht immer leicht. Keine Frage!

Zugleich hat eine Diasporasituation aber auch ihre Chancen. Herausgefordert durch die Gleichgültigkeit oder die Kritik des gesellschaftlichen Umfeldes, durch manche moderne Entwicklung oder das Verhalten der eigenen Kinder und Enkel kann der

persönliche Glaube sogar wachsen und reifen, kann Kirche dadurch lebendiger und überzeugender werden. Diese Erfahrung hat jemand, der in unser Gebiet gezogen ist, einmal folgendermaßen beschrieben: „Mit meinem Wechsel nach Sachsen-Anhalt wechselte auch meine religiöse Perspektive. Zum ersten Mal erkannte ich aus eigener Anschauung, was Diaspora bedeutet und welcher spirituelle Antrieb aus einer religiösen Minderheitensituation erwachsen kann. Dinge, die in einem traditionell katholisch geprägten Umfeld ... als selbstverständlich galten, wurden hier aktiv auf den Sitz im Leben hinterfragt.“ Zum ersten Mal – so heißt es weiter – hatte ich „das Gefühl von Kirche im wirklichen Sinne; ein Verständnis davon, was es heißt, sich über traditionelle Rollen hinaus und außerhalb tradierter Vorgehensweisen aktiv für Gemeinde und Gemeinschaft einzubringen, Christus hineinzutragen in eine wenig christliche Welt, den Glauben in einem – im besten Fall – uninteressierten Umfeld mit Freude offen zu leben, und Gemeinschaft aus dem Glauben heraus zu erfahren.“

Ist das nicht sogar unsere ureigene Berufung und Sendung, nicht auf die Weisheit dieser Welt zu bauen, auf ihre Vorstellungen von Erfolg, Größe und Macht, auf ihre Berechnungen und Prognosen, sondern im Vertrauen darauf, durch die Taufe zu Christus zu gehören, mit ihm gewissermaßen gestorben und zu neuem Leben auferweckt zu sein, aus dieser Wirklichkeit heraus immer wieder die Netze auszuwerfen?

3. Ein „heilsgeschichtliches Muss“?

Schon 1954 beschrieb Karl Rahner die Diasporasituation als ein „heilsgeschichtliches Muss“. Diese sei „nicht nur als leider Gottes bestehend festzustellen“, man solle sie vielmehr „als von Gott ... gewollt anerkennen und daraus unbefangene Konsequenzen ziehen“. Wir hätten „das Recht, ja fast die Pflicht, damit zu rechnen und nicht nur verstört zur Kenntnis zu nehmen, dass die Form des öffentlichen Daseins der Kirche sich wandelt“, dass Kirche überall Diasporakirche wird, von Gott in die Welt zerstreut, unter viele Nichtchristen. Zehn Jahre später – 1964 – heißt es dann in der dogmatischen Konstitution über die Kirche „Lumen gentium“ (26): „In diesen Gemeinden ist, auch wenn sie oft klein und arm sind oder in der Diaspora leben, Christus selbst präsent.“ Damit – so kommentiert Rahner – ist die Kirche auch in ihren kleinen und armen Versammlungen ein sichtbares Zeichen für jene unsichtbare Gnade Gottes, die auch außerhalb der Kirchenmauern wirkt. Gott mache auch durch solche Gemeinden deutlich:

„Hier in dieser Welt bin ich und bleibe ich mit meiner Gnade ...“ Darüber hinaus ist noch eine andere Einsicht sehr hilfreich. Theologisch angeregt durch Josef Ratzinger, den späteren Papst Benedikt XVI., formulierte die Dresdner Pastoralynode 1974 in ihrem Beschluss „Glaube heute“ dazu folgendes: „Wenn wir uns als kleine Gemeinde erleben, hilft uns der Glaube an die Bedeutung des EINEN für alle, einzelner für viele, kleiner Gemeinschaften für große Gebiete ...“ Die Gemeinden – so heißt es weiter – werden „ihrer Situation erst dann gerecht, wenn sie sich nicht abschließen, sondern in Austausch mit anderen stehen, mit ihnen Mensch und für sie Christ sind. Für unser Selbstverständnis in der Diaspora ist der Begriff Stellvertretung von großer Bedeutung.“

„Wir sind Gottes Zeugen hier und heute“ – so haben wir es schließlich in unseren Magdeburger „Zukunftsbildern“ formuliert, keinesfalls – davon bin ich fest überzeugt – ein Missgeschick oder Unglücksfall der Kirchengeschichte, auch keine „Fehlform“ des Katholischen. In Sendung und Stellvertretung sehen wir unseren Dienst für die Welt. Aus dieser Perspektive heraus können wir auch sagen: „Als schöpferische Minderheit setzen wir in ökumenischem Geist seinen Auftrag um: in unseren Pfarreien, in Gemeinden, Gemeinschaften und Einrichtungen, in Kooperationen mit Partnern in der Gesellschaft. Wir genügen uns dabei nicht selbst, sondern geben missionarisch allen Menschen Anteil an der Hoffnung, die uns in Jesus Christus geschenkt ist“.

Mag es uns manchmal schmerzen und verunsichern, dass wir eine so kleine Schar sind und die christliche Botschaft in unserem Umfeld anscheinend nur wenige erreicht, Gott wird sich schon etwas dabei denken, uns eine solche Situation zuzumuten. Jede Zeit ist Bewährungszeit, jede Zeit ist aber auch Heilszeit. „Deshalb“ – so heißt es im ersten Petrusbrief (1,5-7) – „seid ... voll Freude, obwohl ihr jetzt vielleicht kurze Zeit unter mancherlei Prüfungen leiden müsst. Dadurch soll sich euer Glaube bewähren, und es wird sich zeigen, dass er wertvoller ist als Gold.“ Und Paulus gibt uns in seinem Brief an die Römer (12,12) mit auf den Weg: „Seid fröhlich in der Hoffnung, geduldig in der Bedrängnis, beharrlich im Gebet.“ Möge es uns als Christen in der Region Aschersleben und im ganzen Bistum Magdeburg auch weiterhin gelingen, in dieser Haltung zu leben und so für unsere Mitmenschen ein ermutigendes und glaubwürdiges Zeichen der Gnade Gottes zu sein.